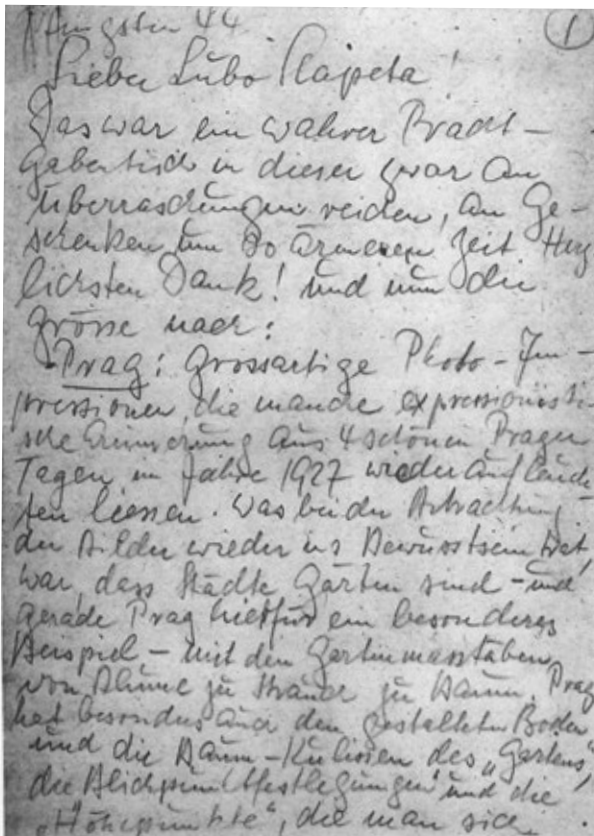


Festvortrag: Ohne Pracht, ohne Macht?

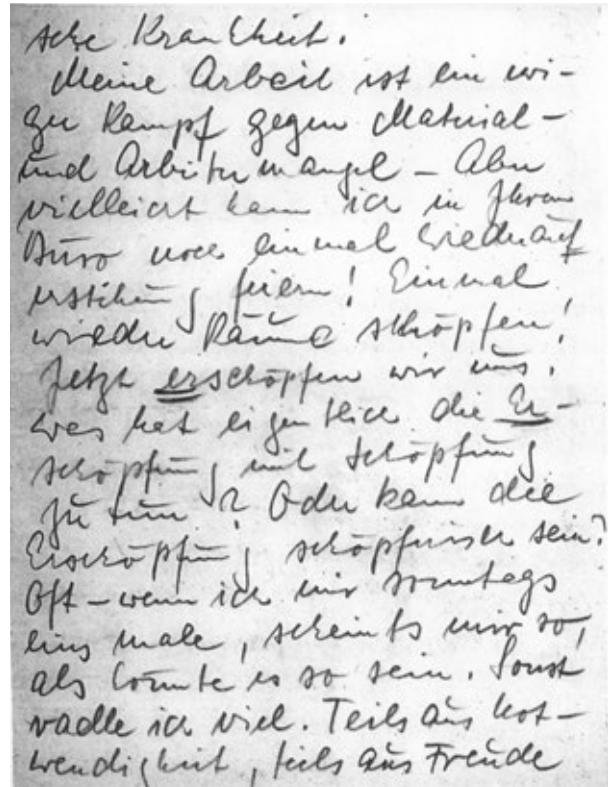
Vladimír Šlapeta*

Im Frühjahr 1944 nahte die letzte Phase des Zweiten Weltkrieges. Berlin wurde permanent bombardiert, und Hans Scharoun wurde für Räumungsarbeiten in Steglitz und in Lichterfelde eingesetzt. Schon vorher erlebte er die Bombardierung seiner Büros, zuerst in der Passauer Straße, danach am Bayerischen Platz, auch seine Wohnung in der Siemensstadt erlitt Schäden. Zufällig wirkte in dieser Zeit in Olmütz (tschechisch Olomouc) Scharouns Nachbar aus der Siemensstadt, Rudolf Haase, der einige Monate als Kurier den unzensurierten Briefwechsel zwischen Scharoun und meinem Vater, seinem tschechischen Schüler, vermittelte. Als Geschenk schickte damals mein Vater Scharoun das Buch *Prag in Fotos* von Karel Plicka. Scharoun war sichtlich erfreut und bedankte sich mit einem ausführlichen Brief, den er, wie er bitter vermerkte, im „Heldenkeller“ auf vergilbtem Papier mit Bleistift schrieb (Abb.1).¹ Darin erklärte er das städtebauliche Phänomen Prags als Beispiel für eine „Stadt als Garten“ mit edlem



1. August 44
Lieber Lubo Šlapeta!
Das war ein wahres Pracht-
gebäude in dieser zwar an
Überraschungen reichen, an Ge-
schichten tun so ärmlichen Zeit. Herz-
lichsten Dank! und nun die
Größe nach:
Prag: grossartige Photo-Im-
pressionen, die man die expressionisti-
sche Erinnerung aus 4 schönen Prager
Tagen im Jahre 1927 wieder aufleben
lassen. Was bei der Betrachtung
den Bildern wieder ins Bewusstsein trat
war, dass Städte Gärten sind – und
gerade Prag hierfür ein besonders
Beispiel – mit dem Gartenmaßstab
von Plinze zu Hände zu Römern. Prag
hat besonders auch den gestalteten Boden
und die Räum-Konstruktionen des Gartens,
die Höhenpunkte, die man sich
„Höhepunkte“, die man sich

Abb. 1: Hans Scharoun, Brief an Lubomír Šlapeta, Pfingsten 1944



Ohre Krankheit.
Meine Arbeit ist ein ewi-
ger Kampf gegen Material-
und Arbeitermangel – Aber
vielleicht kann ich in Ihrem
Büro noch einmal Wiederauf-
stehen, feiern! Einmal
wieder Räume schöpfen!
Jetzt erschöpfen wir uns!
Was hat eigentlich die Er-
schöpfung mit Schöpfung
zu tun? Oder kann die Er-
schöpfung schöpferisch sein?
Oft – wenn ich mir sonntags
eins male, scheint es mir so,
als könnte es so sein. Sonst
wäde ich viel. Teils aus Not-
wendigkeit, teils aus Freude

Abb. 2: Hans Scharoun, Brief an Lubomír und Čestmír Šlapeta, 15.8.1944

Einklang der dramatischen Topographie, der Natur und der organisch gewachsenen Struktur. Er betonte auch das einheitliche geistige Klima Prags, das in bunter städtebaulicher Struktur das Gebaute überbrückt und verbindet. Das Beispiel Prags scheint ihm ideal für seine damals im Entstehen begriffenen Gedanken zu den fast märchenhaften „Stadtlandschaften“, die er in den Nächten skizzierte und auf deren Grundlage er sein sämtliches Spätwerk aufbaute. Im nächsten Brief, datiert am 15. August 1944 (Abb. 2) – gerade drei Wochen nach dem missglückten Attentat von Claus von Stauffenberg auf Adolf Hitler –, kann man lesen, wie schnell er neue Energie sammelte in der Hoffnung auf ein baldiges Ende des Krieges und einen Neuanfang: „Meine Arbeit ist ein ewiger Kampf gegen Material und Arbeitermangel, aber vielleicht kann ich in Ihrem Büro einmal Wiederauferstehung feiern! Einmal wieder Räume schöpfen! Jetzt erschöpfen wir uns! Was hat eigentlich die Erschöpfung mit Schöpfung zu tun? Oder kann die Erschöpfung schöpferisch sein? Oft, wenn ich sonntags eins

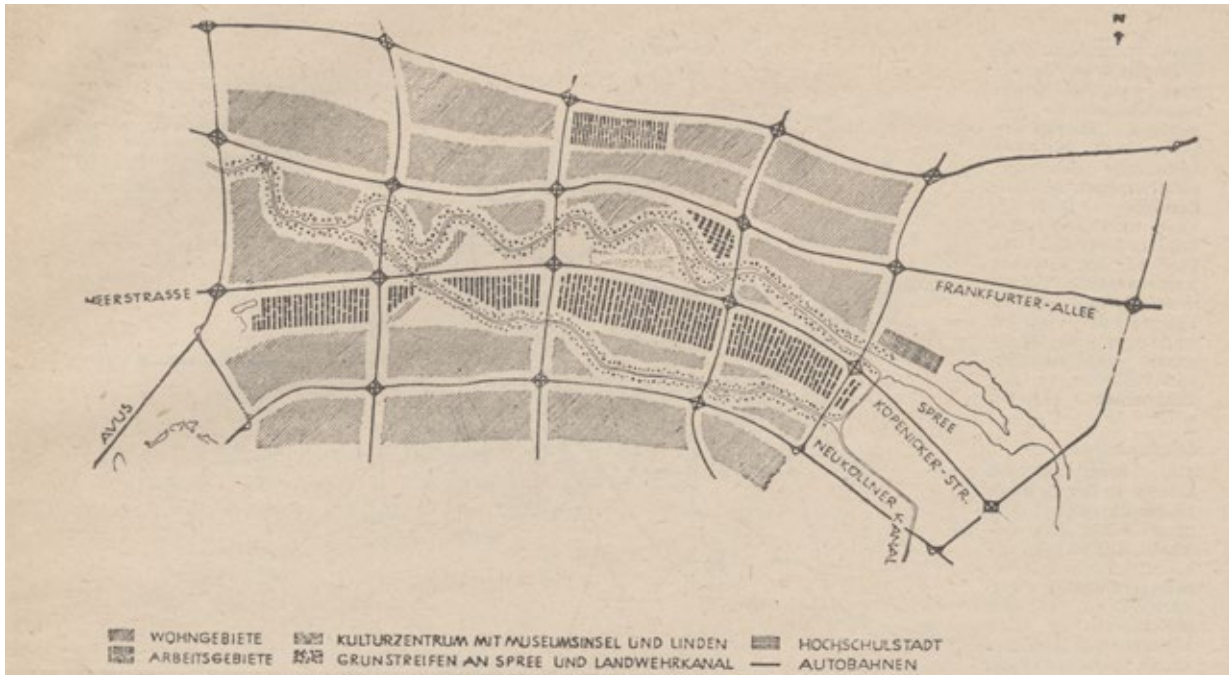


Abb. 3: Scharouns Planungskollektiv (Ebert, Friedrich, Herzenstein, Lingner, Seitz, Selmanagic, Weinberger), Strukturplan Berlin 1946

male, scheint's mir so, als könnte es so sein. Sonst radle ich viel. Teils aus Notwendigkeit, teils aus Freude am ‚Treten‘, weil man sonst so oft getreten wird (...).“²

Diese Zeilen geben getreu die Atmosphäre der damaligen dramatischen Tage in Berlin wieder, genau wie die utopischen Skizzen, mit denen er seine Gefühle und Träume beschrieb, in denen aus Ruinen und Schutthaufen des zerstörten Berlins neue städtische Formen und deren Stadtkronen entstehen würden. Einige Tage nach der Beendigung der Kämpfe, wie seine Frau Aenne Scharoun erinnerte, radelte Scharoun von der Siemensstadt bis zum Rathausgebäude und las an der Tür seinen Namen. Der Stadtkommandant, General Nikolaj Berzarin, im Einvernehmen mit der westlichen Allianz, ernannte ihn zum ersten Stadtbaurat des befreiten Berlins. Scharouns Wiederaufbau begann also am zentralen Ort. Scharoun stellte das Berliner Kollektiv zusammen und mit ihm entwarf er den ersten „Strukturplan“ des Wiederaufbaus im Sinne der „Stadtlandschaft“ (Abb. 3), nach dem Prinzip der Bandstadt in Ost-West-Richtung mit einem System von Schnellstraßen und einem Siedlungsband für 5.000 Einwohner und mit der Intention, kürzere Verkehrswege zwischen Wohnen und Arbeiten zu realisieren. Der Entwurf folgte zum Teil der Idee Ludwig Hilberseimers aus der zweiten Hälfte der 1920er-Jahre und den Grundsätzen der Charta von Athen, aber auch der deutschen Debatte über die „gegliederte und aufgelockerte Stadt“. Berliner Mietskasernen sollten durch das Wohnen im Grünen abgelöst werden. Seine Präsentation im Sommer 1946 im Weißen Saal des Berliner Schlosses rief jedoch kontroverse Reaktionen hervor (Abb. 4).³ Auf der einen Seite wurde er von den ehemaligen Bauhaus- und den Ring-Mitgliedern unterstützt. Diese waren nun – im



Abb. 4: Die neue Bauwelt 1946, Heft 10, zur Ausstellung „Berlin plant“



Abb. 5: Hermann Henselmann, *Bauten der Entspannung für ein mitteldeutsches Werk*, 1949

Hinblick auf die Emigration ihrer Prominenz – in der Minderheit und nicht einmal die laute Unterstützung von Walter Gropius und Martin Wagner von der Harvard University konnte ihm helfen. Auf der anderen Seite stand eine stärkere konservative Auffassung. Nach den ersten Wahlen im Herbst 1946, bei denen die Sozialdemokraten siegten, wurde Karl Bonatz zum neuen Stadtbaurat ernannt, der sich für einen Realisten und Scharouns Plan des Berliner Kollektivs für eine Utopie hielt, ihn scharf kritisierte und während seiner vier Jahre im Amt überarbeitete.⁴

In der „Stunde null“ entwickelten auch andere Architekten Utopien und adaptierten Märchen, um ihre Vorstellungen von einem neuen Leben und Wohnen zu vermitteln. Der aufgehende „Star“ der sowjetischen Zone, Hermann Henselmann, der mit der Villa Ken-Win am Genfer See einen Bau der klassischen Moderne und die kriegsbedingt geplante Flugzeugmotorenfabrik in Prag, Stadtteil Letňany, errichtete, verbreitete das architektonische „Märchen von dem Fischer und seiner Frau“.⁵ Ludmilla Herzenstein, während der Weimarer Republik Mitarbeiterin von Bruno Taut und Alexander Klein, nun Mitglied in Scharouns Kollektiv, verbreitete als „Weihnachtsgeschenk für die Berliner Kin-

der“ das Märchen *Das neugierige Entlein*, das später in der DDR großen Anklang fand. Und last but not least hat Max Taut seine Träume für Berlin in einem Portfolio zusammengefasst.⁶

Henselmann wurde zum Direktor der erneuerten Architekturschule in Weimar ernannt und bis Ende der 1940er-Jahre blieb er den Ideen der Moderne treu. Dies belegen seine Entwürfe für die Kulturhäuser in Thüringen (Abb. 5).⁷ In der Zeitschrift *Bildende Kunst* von 1947 verglich er die Situation nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg: „Damals träumte man von den Kathedralen des Sozialismus, doch heute spricht man von den Lehmhütten der Umsiedler. Damals ging es um die Menschheit, heute geht es um den Menschen. Diese Dialektik der Entwicklung gilt es zu erkennen“,⁸ und in der *Bauwelt* von 1947 ergänzte er: „Der neue, moderne Typ des Architekten ist nur in einer erneuerten, in einer modernen Gesellschaft denkbar. Und jeder von uns baut, so wie er an sich selbst arbeitet, an diesen neuen Städten, die in der Zukunft glücklichere Generationen bergen sollen, in denen aus einem neuen Lebensgefühl, aus einem veränderten Bewusstsein heraus dann auch das entsteht, was wir Baukunst nennen. (...) Die Sternenstunde ist immer.“⁹

Im Juni 1948 kam dann aber die Währungsreform, es folgte die Blockade Westberlins und 1949 die Gründung der zwei Staaten auf deutschen Boden. Die Teilung Berlins und die Kontroverse über Architektur und Städtebau unter weltanschaulichen Gesichtspunkten nahmen ihren Anfang. Die in dieser Zeit ausgeschriebenen Wettbewerbe, zum Beispiel für Jena und Halle,¹⁰ Magdeburg oder für die Umgebung des Tierparks in Berlin, hatten keine Hoffnung auf Verwirklichung. Davon zeugt die Karikatur in der Zeitschrift *Bauwelt* von Hans Schoszberger (Abb. 7).¹¹ „Die Spaltung“ Berlins war die logische Konsequenz dieser politischen Tatsachen und führte zur ideologischen Zuspitzung der gegenseitigen Konzepte. Ende des Jahres 1949 scheiterte auch die Bemühung, eine unabhängige „Planungsgemeinschaft“ zu bilden, die sich mit der Planung der zukünftigen Gestalt und mit Strategien zum gesamten Groß-Berlin befassen sollte. So verlief seit dieser Zeit die Planung für



Abb. 6: Wassily und Hans Luckhardt, *Wettbewerb Berlin ZOO*, 1948



Abb. 7: Hans Schoszberger, Karikatur, *Bauwelt* 1948

West- und Ostberlin gänzlich getrennt. Scharoun pendelte jedoch zwischen beiden Teilen der Stadt: Im Westen wohnte und unterrichtete er an der Technischen Universität, im Osten leitete er seit 1947 das Institut für Bauwesen der Deutschen Akademie der Wissenschaften. Dieses siedelte Ende 1948 ins Gebäude an der Hannoverschen Straße 30 über, das Scharoun umgebaut hatte und das viel später paradoxerweise der Ständigen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland in der DDR dienen sollte. Im Dachgeschoss des Ateliers entstanden Entwürfe für die Bebauung von Friedrichshain entlang der Frankfurter Straße im Geiste der „Stadtlandschaft“ und Ideen zu minimalen „Wohnzellen“.¹² Von diesem Projekt wurde nur ein geringfügiges Fragment mit Laubenganghaus entlang der Stalinallee von Ludmila Herzenstein verwirklicht (Abb. 8). In dem zitierten Brief über Prag kommentiert Scharoun unter anderem auch die „gereimte Säulenwendung“, wo „die Säulen zur Schau gestellt werden. Das geschah ja zu der Zeit, da die ‚Paraden‘ begannen, diese Schaustellungen der Kraft, von denen wir uns noch nicht freigemacht haben (...).“¹³ Damals ahnte er noch nicht, dass jene „Paraden“ – die Pracht mit der Macht – fünf Jahre nach dem Krieg wiederkommen sollten, diesmal als ein Implantat aus Moskau.

Die Ereignisse während der Wende 1949/50 charakterisiert wieder die Karikatur in der *Bauwelt* 1950 von Schoszberger (Abb. 9). Es begann ein steter Reigen: In einer Nummer der *Bauwelt* können wir in den Wettbewerb-



Abb. 8: Ludmila Herzenstein, Laubenganghaus, Stalinallee, 1949



Abb. 9: Hans Schoszberger, Architektenball 1950

sergebnissen lesen, dass Walter Henn nach Dresden an die Technische Hochschule geht und in der nächsten Nummer der *Bauwelt* steht, dass er an die Technische Hochschule in Braunschweig wechselt. Curt Siegel und Jürgen Joedicke verlassen Weimar, um in Stuttgart zu arbeiten, Gustav Hasenpflug entscheidet sich für Hamburg, Günther Behnisch macht sich von Dresden nach Stuttgart auf.

Los von der Pracht und Macht

Die Grundsteinlegung für das Laubenganghaus in Friedrichshain spielte sich am 21. Dezember 1949 ab, genau am Tag des 70. Geburtstages des sowjetischen Führers Stalin. Gleichzeitig wurde die Frankfurter Allee in Stalinallee umbenannt. Was für eine Koinzidenz! An den Feierlichkeiten zu Stalins Jubiläum in Moskau nahm auch Walter Ulbricht teil und anlässlich dieser Begebenheit erhielt er Instruktionen, wie man mit dem Wiederaufbau und dem Ausbau Berlins fortfahren sollte. Die Konsequenz dieser Mission zeigte sich in der neuen Orientierung der Architektur und des Städtebaus im Geiste des sozialistischen Realismus sowie in der Umwandlung des Instituts für Bauwesen in eine Bauakademie nach sowjetischem Muster. Ulbricht kritisierte scharf das Laubenganghaus und apostrophierte es als „Lungenheilstalt“. Der weitere Ausbau des Stadtteils Friedrichshain nach Scharouns Plan wurde gestoppt und man wollte sogar das Laubenganghaus abreißen, schließlich wurde es nur mit einer Kulisse für bestimmte Zeit verhüllt.

Abgelehnt wurde auch Scharouns Wettbewerbsentwurf für die Oper in Leipzig sowie seine Bemühungen, in der Sowjetzone den Status der Architekten als Freiberufler zu schützen. Es scheiterte auch die Initiative zur Rettung des Berliner Schlosses. Mit der Eingliederung des Instituts für Bauwesen in die Bauakademie verlor Scharoun die letzte Hoffnung auf seinen Einfluss im Ostsektor der Stadt und er schrieb an den Genossen Liebknecht: „Ich musste mich der Erkenntnis beugen, dass die Fortführung des Instituts für Bauwesen nicht gewünscht wird. Es hat also eine von meiner Auffassung grundsätzlich unterschiedene Auffassung den Sieg davongetragen. Unserer beispielhaften und entwickelnden Tendenz steht eine mehr anweisende, also administrativ wirksame Tendenz gegenüber.“¹⁴ An Silvester



Abb. 10: Hans Scharoun mit Margit von Plato in Bremerhaven um 1951

1950 legte er sein Amt in der Bauakademie nieder und in der Folgezeit engagierte er sich nur im Westen (Abb. 10) – an der Technischen Universität und später als Gründungspräsident der Westberliner Akademie der Künste. Anstatt der totalitären Macht „mit Pracht“ wählte Scharoun die demokratische Macht „ohne Pracht“. Im Ostteil der Stadt sollte nun statt der Stadtlandschaft ein Boulevard mit Wohnpälästen für Werktätige entstehen (Abb. 11). Meines Wissens hat sich Scharoun später nie zur weiteren Entwicklung der Architektur in Ostberlin öffentlich geäußert.

Zu einem ähnlichen Umbruch kam es auch in anderen Ländern Osteuropas. Die poetische Architektur von Bedřich Rožehnal wurde durch den „Prachtstil“ von Jiří Kroha abgelöst, der sich nun zum führenden Protagonisten des sozialistischen Realismus in meiner Heimat gerierte.



Abb. 11: Hermann Henselmann, Der weiße Schwan, WeBWiese 1951



Abb. 12: Bedřich Rožehnal mit Präsident Dr. Edvard Beneš und Hana Benešová, um 1946

Auf den Aufnahmen – Kroha mit Gottwald und Rožehnal mit Beneš (Abb. 12 und 13) – können wir leicht erkennen, dass Rožehnal und Beneš wohl auch einen besseren Schneider hatten. Die Indoktrinierung im Sinne des sozialistischen Realismus begann im April 1950 mit der Studienfahrt der Architekten und Baubeamten in die Sowjetunion (Abb. 14) und mündete dann in der Ausarbeitung der „16 Grundsätze des Städtebaus“, mit denen der Stil des sozialistischen Realismus für das neue Bauen in Ostdeutschland kodifiziert wurde. Eine ähnliche „Schulung“, wie sie die deutsche Delegation erhielt, bekamen im Juni 1950 auch die zahlreiche polnische Delegation¹⁵ (Abb. 15) sowie die Delegationen aus weiteren sozialistischen Ländern und im November 1952, als letzte, auch die tschechoslowakische Delegation (Abb. 16). Zuerst musste



Abb. 13: Jiří Kroha mit dem Präsidenten Gottwald und Premier Zápotocký, 1948

man in Prag einen riesigen politischen Prozess, in dem elf Spitzenfunktionäre der Partei, Slánský, Clementis, Margolius unter anderen zum Tode am Galgen verurteilt wurden, zu Ende führen. Mit Hilfe dieser „Schulungen“ wurde der sozialistische Realismus in ganz Osteuropa verbreitet – das spiegelte sich beim Ausbau „der stalinistischen Torten“ in den Metropolen, bei der Erbauung der Marszałkowska

Straße in Warschau oder bei den Industriestädten in Polen, Tschechoslowakei, Ungarn sowie im Land Brandenburg wider. Elegante, gerade fertiggestellte Siedlungen im Grünen in Warschau-Kolo vom Ehepaar Syrkus oder auch die Siedlung Labská Kotlina in Königgrätz (tschechisch Hradec Králové) von Josef Havlíček wurden verworfen (Abb. 17 bis 19). Neue Vorbilder suchte man nicht bei Le



Abb. 14: Jaroslav Král, Jiří Kroha nach seiner Rückkehr aus der UdSSR, 1931



Abb. 17: Bedřich Rozehnal, Kinderklinik Brno, 1947–1953



Abb. 15: Polnische Architekten in Moskau, Juni 1950, Bogdan Pniewski zweiter von links und Romuald Gutt fünfter von rechts



Abb. 18: Josef Havlíček und František Bartoš, Siedlung Elbetal, Hradec Králové (dt. Königgrätz), 1946–1949



Abb. 16: Tschechoslowakische Architekten in Moskau, November 1952, Jaroslav Fragner erster von links, Oldřich Starý vierter von links



Abb. 19: Helena und Szymon Syrkus, Siedlung Kola, Warschau, 1947–1949

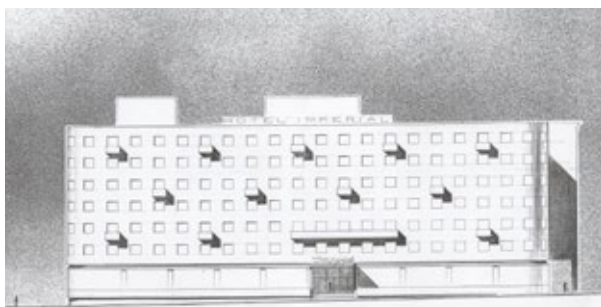


Abb. 20: Lubomír und Čestmír Šlapeta, Hotel Imperial, Ostrava 1948



Abb. 21: Zdeněk Alexa, stalinistische Umgestaltung der Fassade des Hotels Imperial, Ostrava, 1950/51



Abb. 22: Propagandaplakat für das nationale Aufbauprogramm der Hauptstadt Deutschlands

Corbusier oder in Skandinavien, sondern in Moskau. Also wieder mit Macht und Pracht. Das letzte Wohnhaus der Siedlung Kolo wurde sicherheitshalber mit toskanischen Säulen versehen. Dies ging allerdings noch weiter, als sogar „Attrappen von Säulen“ an der Fassade des im Geiste des Neuen Bauens entworfenen Hotels in Mährisch-Ostrau zwangsweise entstanden, da die Architekten – mein Vater und mein Onkel – es abgelehnt hatten, den fertigen Rohbau mit stalinistischem Schmuck zu dekorieren (Abb. 20 und 21). Die „falschen Säulen“ sind ohne tragende Funktion, 15 Zentimeter dünn und an die Fassade geklebt. Aus Rache wurden dann meine Verwandten in der Presse als „5. kosmopolitische Kolonne“ bezeichnet.¹⁶

Ulbricht war mit dem ideologischen Wechsel im Städtebau und auch in der Bauakademie offensichtlich sehr zufrieden. Das aus dem engeren Wettbewerb entstandene Hochhaus an der Weberwiese von Henselmann, mit dem er an die Tradition Schinkels anknüpft, wurde zum Signal der Verpflichtung zum neuen Stil des sozialistischen Realismus auch für die benachbarte Stalinallee sowie für das ganze Aufbauprogramm der DDR (Abb. 22). Das Haus war mit Standardkomfort ausgestattet, wurde jedoch neun Mal so teuer wie von der damaligen Norm vorgeschrieben. Seine großstädtische Form und seine ohne jeden Zweifel gewisse Eleganz gehören zu seinen Charakteristiken. Henselmann nannte es „der weiße Schwan“. Der Volksmund übernahm diesen bildhaften Ausdruck. Trotzdem wurde sein Schaffen von dem Mitglied des Politbüros Hermann Matern – nicht zu verwechseln mit dem Westberliner

Gartenarchitekten Hermann Matern – scharf kritisiert. Henselmann reagierte darauf mit Selbstkritik im *Neuen Deutschland* unter dem Titel „Der reaktionäre Charakter des Konstruktivismus“ kurz vor dem Ersten Kongress der Architekten der DDR im Dezember 1951.¹⁷ Der Kongress bestätigte dann die prosowjetische Orientierung des Bauens und bei dieser Gelegenheit segneten die anwesenden Vertreter der sowjetischen Architekturakademie Vlasov und Černyšev auch die neuen Entwürfe für die Stalinallee ab. Henselmann, eine künstlerisch sicherlich begabte und an Poesie interessierte Persönlichkeit, zeigte mit seiner Selbstkritik ausreichende Flexibilität und „Kompromissbereitschaft“. Den Wettbewerb für die Stalinallee, die zur „Prachtstraße“ der Hauptstadt der DDR werden sollte, gewann Egon Hartmann, ein junger Architekt aus Weimar. Er entwarf eine robuste rhythmisierte Komposition mit einem Hochhaus als Akzent am Strausberger Platz (Abb. 23). Nachfolgend, mit Betonung auf Steigerung der Monumentalität und die spezifische Berliner Tradition, damit wirklich ein großstädtischer repräsentativer Boulevard entstand, wurde dieser Entwurf überarbeitet. Sechs Architekten wurden mit den festgelegten Projekten der einzelnen Sektionen beauftragt; mit den attraktivsten Bauaufgaben, dem Eingang am Strausberger Platz und dem Abschluss am Frankfurter Tor, wurde Henselmann selbst betraut. Den Raum am Strausberger Platz akzentuierte Henselmann mit einem Paar 14-stöckiger Hochhäuser – das „Haus des Kindes“ und das „Haus Berlin“ mit einem zurückgesetzten Penthouse und einem Laubengang

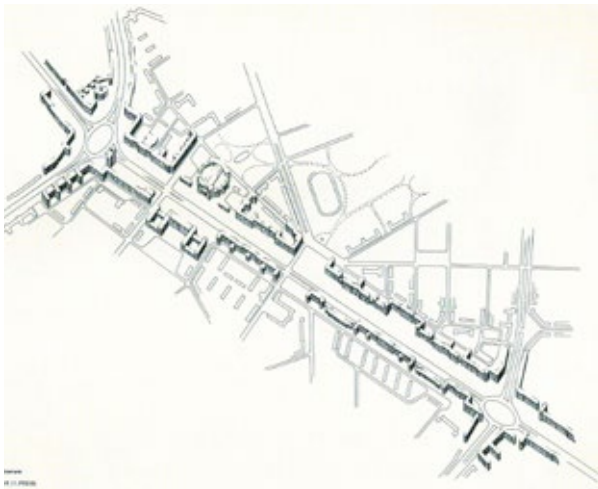


Abb. 23: Egon Hartmann, Wettbewerbsentwurf Stalinallee, 1951



Abb. 24: Hermann Henselmann, Strausberger Platz

im Parterre (Abb. 24). Die Häuser wurden als Eisenbetonskelett-Konstruktionen errichtet. Die kaskadenartige kubische Gestaltung der Häuser dürfte jedoch mehr an die Hochhäuser in Manhattan als in Moskau erinnert haben. Als Konsequenz dieser Kritik, die auch die Attika des Blocks von Richard Paulick betraf, konzipierte Henselmann möglicherweise die Türme am Frankfurter Tor



Abb. 25: Hermann Henselmann, Frankfurter Tor; ursprünglicher Entwurf, 1951

als Reminiszenz an die Türme des französischen und des deutschen Doms am Gendarmenmarkt (Abb. 25).

Das neue Programm für den Ausbau Berlins, dessen bedeutendster Teil die Stalinallee bildete (Abb. 26), formulierte Kurt Liebknecht klar und eindeutig auf dem Ersten Deutschen Architektenkongress im Dezember 1951 im direkten Gegensatz zu den Tendenzen in Westeuropa: „Es ist notwendig, dem Kampf gegen den Formalismus in der Architektur eine breite Basis zu sichern, da die Entwicklung einer hochstehenden nationalen Baukunst unmöglich ist, ohne gleichzeitig einen unversöhnlichen Kampf gegen den Formalismus zu führen, weil dieser die Erscheinungsform des Monopolkapitalismus auf dem Gebiete der Kunst ist.“¹⁸ In der Folge wurde die gegenseitige Kritik ideologisch immer schärfer geführt. Edmund Collein zum Beispiel kritisierte unerbittlich die Amerikanisierung von Frankfurt am Main,¹⁹ Kurt Magritz schrieb wörtlich über die Tragödie der westdeutschen Architektur,²⁰ Hans Hopp verurteilte die Wettbewerbsentwürfe für ein neues Nationaltheater in Mannheim von Hans Schwippert, Ludwig Mies van der Rohe, Hans Scharoun und Rudolf Schwarz.²¹ Scharfe Ablehnung erfuhr auch die Vollendung des Bundestages in Bonn. Hopp konnte damals noch nicht ahnen, dass Schwippert, aus dem Rheinland kommend, den Innenraum der St. Hedwigs-Kathedrale in Ostberlin ganz originell neugestalten würde. Umgekehrt meldete sich in Westberlin Wassili Luckhardt zu Wort: „Die für die Verhältnisse Ostberlins riesigen Bauvorhaben in der Stalinallee gehen im ersten Bauabschnitt der Vollendung entgegen.



Abb. 26: Hermann Henselmann, Frankfurter Tor, 1951/52

(...) Man kann das, was hier im Entstehen begriffen ist, vielleicht als eine primitivere Fortführung der Repräsentations-Architektur des „Dritten Reiches“ bezeichnen (...). Man beruft sich dabei auf Schinkel und die Berliner Bau-tradition und erhebt damit den Anspruch, wahrer echter deutscher Baugesinnung zu sein, mit dem Ziel, eine ‚Neue Deutsche Baukunst‘ durch Wort und Tat in die Wirklichkeit zu übertragen. (...) Westberlin befindet sich mit seiner wirtschaftlichen Not in einer verzweifelten Lage. Die wenigen Bauten der freien Wirtschaft liegen meist in den Händen der ‚Manager-Architekten‘. (...) Unter diesen Gesichtspunkten ist jeder Neubau in Berlin von größerer, geistiger Auswirkung, als man ihm unter normalen Friedensverhältnissen zubilligen würde.“²² Als im Februar 1955 der links orientierte Architekt Oscar Niemeyer nach Berlin kam (Abb. 27), äußerte er sich lieber verhalten: die Stalinallee sei „eine Straße, die ohne Zweifel den Aspekt großer europäischen Avenuen hat.“²³ Und Hans Schmidt, damals in der Ostberliner Bauakademie tätig und Kommunist aus der Schweiz, lobte die Stalinallee als Resultat des positiven Einflusses aus der Sowjetunion.

Schon 1953 wurden jedoch in Westberlin die ersten Vorbereitungen zur Bauausstellung im Hansaviertel getroffen (Abb. 28). Das Viertel sollte die lang erwartete Antwort auf die Stalinallee sein. All dem ging eine mehrjährige kritische Reflexion der Architekturtendenzen in der Welt voraus, auch im Zusammenhang mit philosophischen Überlegungen, zum Beispiel in den bekannten Darmstädter Gesprächen. Die Fachdiskussion karikierte treffend und witzig wieder Schoszberger. Einige der Architekten, die er im Tympanon des Aphaia-Tempels auf Ägina ruhend darstellte (Abb. 29),²⁴ gehörten später der Riege von Architekten an, die das vom Krieg völlig zerstörte Hansaviertel neu planten und bebauten. Nach der Euphorie des Ausbaus der Stalinallee kam im Dezember 1954 die Ernüchterung mit der Rede von Nikita Chruschtschow, die er auf der All-unionkonferenz der Baufachleute in Moskau *Besser, bil-*



Abb. 27: Hans Schoszberger, „Am Scheideweg“, Oscar Niemeyer in Berlin, 1955



Abb. 28: Oscar Niemeyer, Apartmenthaus im Hansaviertel, 1957



Abb. 29: Hans Schoszberger, Der Giebel des Tempels zu Aegina nach einem neuen Rekonstruktionsversuch zu Ehren der Funktionalisten, 1950

liger und schneller bauen hielt. Das war die andere Seite der Hoffnung, viel früher als der gleichnamige Film von Aki Kaurismäki (Abb. 30). In den 1970er-Jahren hat Wolf Biermann die geschichtliche Rolle der Stalinallee in einem Lied, welches ich in gekürzter Fassung wiedergebe, der jüngeren Generation nähergebracht.

Und Henselmann kriegte Haue
Damit er die Straße baut
Und weil er sie dann gebaut hat
Hat man ihn wieder verhaut



Abb. 30: Plakat für den Film *Die andere Seite der Hoffnung* auf der Stirnfassade des Kinos Kosmos von Josef Kaiser

Und als am 17. Juni
 Manch Maurerbrigadier
 Mit Flaschen schwer bewaffnet schrie
 Da floss nicht nur das Bier
 Es hat nach dem großen Parteitag²⁵
 Manch einer ins Hemde geschissen
 Und hat bei Nacht und Nebel
 Ein Denkmal abgerissen
 Ja, darum heißt sie auch STALINALLEE
 Mensch, Junge, versteh
 Und die Zeit ist passé!

Während in Warschau diese Abkehr von der stalinistischen Doktrin sehr begrüßt wurde und man schon bald nach einer neuen Orientierung suchte, wie es auch das veränderte grafische Erscheinungsbild der polnischen Zeitschrift *Architektura* zeigt (Abb. 31 und 32), wurde in der Tschechoslowakei dieses Signal mit Verlegenheit, in Ostberlin mit einer noch größeren Verlegenheit aufgenommen. Dies deutet auch die Neujahrs-Arbeitstagung der Zeitschrift *Deutsche Architektur* 1956 an. In der Henselmann wohl müde von den unendlichen Diskussionen in der Bauakademie bemerkte: „Als Familienvater wünsche ich mir, dass ich statt der vielen Sitzungen einmal mit meiner Frau ins Theater oder ins Kino gehen kann und die Zeit finde, öfters mit meinen Kindern zu spielen.“²⁶ Im Westen verfolgte auch die Zeitschrift *Bauwelt* die durch Chruschtschows Rede verursachte Wende. Sie kritisierte die Rolle von Liebknacht an der Spitze der Bauakademie, nach dem Motto „jedes Land des Ostblocks hat seinen Liebknacht“ und zitierte die ironische Glosse der ostdeutschen Kollegen, dass (wir) „Zeitlang großes Interesse an Türmen gehabt hatten, dabei auf den Doppelsinn dieses Wortes zielend“ und ihr Bekenntnis „wir bauten nicht so gut, wie wir können, sondern so schlecht, wie wir mussten.“²⁷ Etwas später wurde die Stalinallee noch einmal umbenannt – diesmal in Karl-Marx-Allee.

Eine gewisse Entspannung nach dem 20. Parteitag der Sowjetischen Kommunistischen Partei nutzte Henselmann



Abb. 31: Umschlag der Zeitschrift *Architektura*, Warschau 1955, Nr. 10

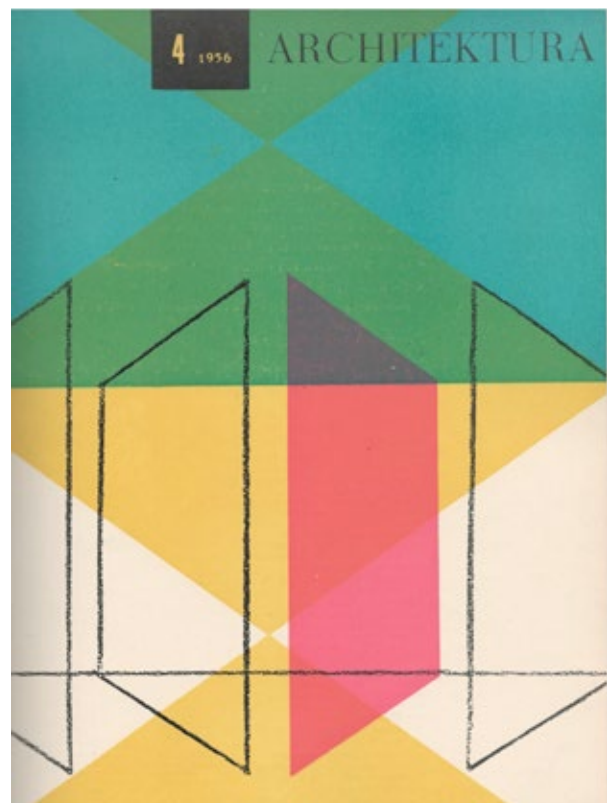


Abb. 32: Umschlag der Zeitschrift *Architektura*, Warschau 1956, Nr. 4

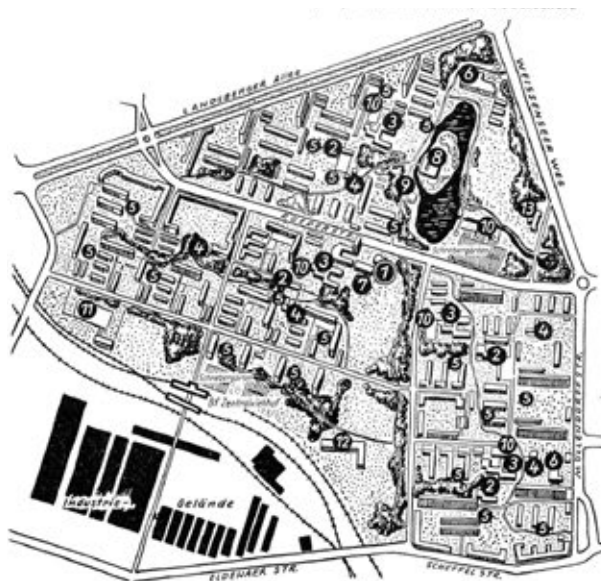


Abb. 33: Ernst May, Wettbewerbsentwurf „Fennpfuhl“, Berlin-Lichtenberg, 1957

zu einem einmaligen Wettbewerb für sechs westdeutsche und sechs ostdeutsche Architekten für einen Wohnbezirk in Ostberlin-Lichtenberg (Abb. 33). Die Jury bildeten Rudolf Hillebrecht und Werner Hebebrand aus dem Westen und Collein und Henselmann aus dem Osten. Den ersten Preis gewann Ernst May aus Hamburg,²⁸ dessen Entwurf Ähnlichkeit mit der Konzeption des Hansaviertel zeigte. Dieses Beispiel erfuhr jedoch im Hinblick auf die Verschärfung der politischen Konfrontation an der Wende von den 1950er- zu den 1960er- Jahren keine Fortsetzung. Es kam der tragische 13. August 1961: der Bau der Berliner Mauer. Erst im Laufe der 70er-Jahre wurde das Gelände nach den Plänen von Heinz Graffunder, dem späteren Architekten des Palastes der Republik, bebaut.

Die Ausstellung INTERBAU im Hansaviertel war eine demonstrative Antwort auf die „Pracht“ der Stalinallee. Das zu 90 Prozent durch den Krieg zerstörte Viertel aus der „Gründerzeit“ wurde durch eine freie Bebauung mit Wohnhäusern im Grünen ersetzt. In unmittelbarer Nähe des Tiergartens entstanden vor allem Wohnhäuser in einer bunten typologischen Vielfalt, unter Mitwirkung von 53 Architekten aus 13 Ländern, wie unter anderen Aalto, Niemeyer, Jacobsen, Gropius und van der Broek-Bakema. Das Viertel wurde zu einem der Symbole nicht nur der deutschen, sondern auch der europäischen „Nachkriegsmoderne“.

Wie Sie beobachten können, musste der beliebte Bundespräsident Theodor Heuss nicht – im Gegensatz zu Walter Ulbricht – die Freundschaft zu den Architekten suchen. Als treibende Kraft des Deutschen Werkbundes war er schon lange vor dem Krieg mit Architekten eng verbunden, besonders mit Hans Poelzig, dessen erste Monographie er schrieb. Auf einem Foto sieht man ihn mit Poelzigs Schüler, Egon Eiermann, während eines Spaziergangs durch das Hansaviertel. Aber auch das Hansaviertel

kam nicht ohne Kritik der Vertreter des konservativeren Wiederaufbaus aus; vor allem wurde die Mischung der Funktionen vermisst und Zweifel an der Strategie des „Tabula rasa“-Wiederaufbaus geäußert. Das Hansaviertel hatte nicht nur auf die Diskussion im Osten Einfluss, da es bis zum Bau der Mauer von vielen Architekten aus den sozialistischen Ländern besichtigt wurde. Indirekt trug das Hansaviertel zu der langsamen Ablehnung des geistlosen Monopols der Massenbauproduktion bei, die nach der Chruschtschow-Rede entstand. In einer tschechischen Kulturzeitschrift erschien sogar seitens der mutigeren Schriftsteller ein Appell, dass der zeitgenössische vorfabrizierte Wohnungsbau nur mit einem schwarzen Band verbundenen Augen besichtigt werden sollte. Zur begrenzten Verbesserung der Neubautätigkeit aus vorfabrizierten „Nackt- oder Kahltypen“ trug erst später der Erfolg des tschechoslowakischen Pavillons während der Weltausstellung EXPO in Brüssel 1958 bei (Abb. 34). Die Resonanz des Hansaviertels in Ostberlin war jedoch sehr gedämpft, unter anderem auch deswegen, weil Ulbricht vor dessen Nachahmung warnte. Kurt Junghanns konstatierte zum Schluss im Artikel „Städtebau ohne Zukunft“, dass dort viele wichtige und schwierige „Gestaltungsfragen, die in zentralen Stadtteilen, wie zum Beispiel an der Stalinallee, entstehen, völlig unberücksichtigt sind.“²⁹

In dem Westberliner Wettbewerb zur „Hauptstadt Berlin 1958“ wurde den Architekten aus Osteuropa die Teilnahme verboten. Den ersten Preis erhielt Friedrich Spengelin, den zweiten Preis aber gewann Hans Scharoun. Le Corbusier – mit einer Fortsetzung der Idee des „Plan Voisin“ für Paris – landete enttäuschend nur in einer engeren Wahl zwischen 13 Entwürfen. Einen Zweiten Preis hat allerdings auch Egon Hartmann bekommen (Abb. 35), ehemals Sieger des Stalinallee-Wettbewerbs, der zwischenzeitlich 1954 ins westdeutsche Mainz übersiedelt war. Kurz darauf trug in dem städtebaulichen Wettbewerb für das Zentrum von Ostberlin der Entwurf der Architekten aus Leningrad dazu bei, dass man das schon längst geplante Hochhaus vom Richard



Abb. 34: František Cubr, Josef Hrubý, Zdeněk Pokorný, Tschechoslowakischer Pavillon, EXPO 1958, Brüssel, Restaurant

Paulick und später von Gerhard Cosel zugunsten eines niedrigeren Gebäudes des Palastes der Republik aufgab. Der in den 1970er-Jahren errichtete Palast der Republik wurde jedoch zu Beginn des dritten Jahrtausends abgerissen und an seiner Stelle entsteht nun die Replik des Berliner Schlosses als Humboldtforum. Der Prachtbau, „die Paraden“, mit Scharouns Worten, „von denen wir uns noch nicht freigemacht haben“, kommt also wieder.

Obgleich die politische Führung der DDR lange gegenüber der Kursänderung, die Chruschtschow mit seiner Rede eingeleitet hatte, reserviert blieb, bewies Henselmann erneut seine unermüdliche Energie. Bereits 1956 initiierte er die Planung der zweiten Etappe der Stalinallee in Richtung Alexanderplatz schon im neuen Geist der vorfabrizierten Technologie, vom „Prachtstil“ der 1950er-Jahre nun befreit. Henselmanns Idee, entlang des Boulevards Punkthäuser zu situieren, wurde zwar abgelehnt, wahrscheinlich wegen der Ähnlichkeit mit den Punkthäusern entlang der Bartning-Allee im Hansaviertel, aber aus dem Wettbewerb ging 1958 siegreich der Entwurf des Kollektivs von Werner Dutschke hervor, der nach einer gewissen Modifizierung im Laufe der 60er-Jahre ausgeführt wurde. Den Boulevard säumen niedrige Pavillons mit Restaurants, Cafés und Geschäften im Geiste der Spätmoderne, wie sie die Gruppe um Josef Kaiser entwarf.

Ich muss gestehen, als ich vor mehr als 50 Jahren das erste Mal beide Teile Berlins besuchte, dass mich im Osten Schinkel und Bruno Taut interessierten, während ich im



Abb. 35: Egon Hartmann, Wettbewerbsentwurf Hauptstadt Berlin, 1958, 2. Preis



Abb. 36: Le Corbusier, L'Unité d'habitation, Berlin 1957, Zustand 1967

Westen dem Hansaviertel, Le Corbusier (Abb. 36) und der Philharmonie, die für mich Symbole der Freiheit und Demokratie waren, aber auch dem Olympiastadion von Werner March in Berlin-Ruhleben als Beispiel einer gewissen spartanisch-sparsamen Monumentalität große Aufmerksamkeit schenkte. Doch das Märkische Viertel rief damals bei mir die ersten Zweifel hervor. Von dem sozialistischen Aufbau in meiner Heimat gesättigt, registrierte ich die Stalinallee eigentlich kaum. Ihre gewissen urbanen Qualitäten nahm ich erst nach der Wiedervereinigung wahr. Die studentische Revolte 1968 in Westberlin, aber auch die Veränderung in der kritischen Bewertung des Städtebaus der Moderne, die von Jencks, Venturi und Klotz initiiert wurde, mündeten in einer Revidierung des Blicks auf die traditionellen urbanen Werte und die unerlässliche Funktionsmischung im Stadorganismus, die man vermisste.

Zu einem der Zentren der damaligen Debatte gehörte die Universität für Architektur in Venedig. Aldo Rossi, Tafuri und Aymonino luden zu Beginn der 1970er-Jahre Henselmann ein, damit er dort die Stalinallee präsentierte. Die nachfolgende Veröffentlichung in der italienischen Fachpresse markiert den Beginn der Rehabilitierung dieses städtebaulichen Phänomens. Die Wende in der Bewertung des Städtebaus der Moderne, die postmoderne Bewegung, die Bemühung um die Revitalisierung der traditionellen städtebaulichen Werte und die behutsame Erneuerung begleiteten die Protestbewegung Westberlins in den 1970er- und 1980er-Jahren; anschließend wurden sie auf der IBA-Ausstellung in Kreuzberg, Tiergarten und anderen Stadtteilen im Werk von Aldo Rossi, Rob Krier unter anderen demonstriert (Abb. 37). Als Reaktion entstanden in Ostberlin in der zweiten Hälfte der 80er-Jahre zaghafte Versuche



Abb. 37: Rob Krier; Wohnhaus Rauchstraße, IBA Berlin 1980–1985

einer Aufweichung und Individualisierung der monotonen Plattenbauweise im Wohnungsbau. Paradoxerweise wurde auch das Erbe des Bauhauses, als Formalismus Anfang der 1950er-Jahre verworfen, dank des Engagements von Persönlichkeiten wie Heinz Hirdina und Hein Koester in der Zeitschrift *Form und Zweck* oder durch Karl-Heinz Hüter wieder rehabilitiert.

Die schwierige Diskussion wurde durch den Mauerfall beendet. Man erinnere sich an den historischen Auftritt von Günter Schabowski in den Fernsehnachrichten am 9. November 1989. Eine kritische Beurteilung kann man nun, mit historischem Abstand und von ideologischen Vorurteilen befreit, führen. Die Entwicklung der Architektur bewegt sich darüber hinaus in einem merkwürdigen Kreis oder in einer Spirale, in denen sich gewisse Tendenzen in umgewandelter Form nach einer gewissen Zeit wieder von neuem wiederholen. Architektur und Städtebau sind die ausdrucksvollsten Zeugen der physischen Gestalt der Zeit, in der sie entstanden sind. Sie zeigen den Geist, die Politik, die Kultur, die Wirtschaft und die Technologie der Entstehungszeit – Stalinallee und Hansaviertel sind da keine Ausnahmen. Die Schlussfolgerung aus dieser Erfahrung ist vielleicht, dass die Metropolen beides brauchen – sowohl die „Stadtlandschaft“ als auch stärkere urbane Formen und Symbole. Im Leben sind sowohl organische Entwicklung als auch gleichzeitig symbolische Zeremonien, die es begleiten und die in Raum und Form der Architektur präsent sind, notwendig.

Zum Schluss erlauben Sie mir, Hans Bernhard Reichow zu zitieren: „Die Stadtbaukunst (...) als königliche Kunst (...) ist stets (...) am wenigsten freie, nur angewandte Kunst (...). Vielleicht ist deswegen diese Gebundenheit eine unabdingbare, weil die Baukunst dem Leben des Menschen zwingend nahe kommt, (...) ihren Raum bildet und

als Stadtbaukunst unsere Lebens- und Gesellschaftsformen beeinflusst, unseren Lebensraum und unsere gesamte Umwelt sogar wesentlich bestimmt. Und das auf Jahrhunderte oder Jahrtausende! Diese nachhaltige Wirkung ist schließlich auch der Grund, weshalb Goethe warnte: ‚Mag man immerhin Fehler begehen, bauen darf man keine.‘ Wie aber das verhindern, wenn wir uns beim Suchen des rechten Weges nun schon seit Generationen im Kreise bewegen! Ist nicht der Weg unseres Bauens und seiner Theorie in den letzten hundert Jahren eine einzige Tragikomödie? Und führt nicht auch heute noch der Weg der Bau- und Stadtbaukunst in einen chaotischen Irrgarten (...)?³⁰

Während meiner Recherche stieß ich auch auf ein altes Foto der Fassade des Kinos International. Die Aussage von Reichow ist dort auf dem Plakat leicht umgewandelt – nicht die tragische Komödie, sondern eine optimistische Tragödie, eine andere Seite der Hoffnung, ohne Pracht und ohne Macht. Und da ich mit Prag angefangen habe, erlauben Sie mir nun, auch mit einem Gedicht über Prag, geschrieben von Bertolt Brecht, allerdings in Hollywood, meine Rede zu beenden:

„(...) Es wechseln die Zeiten, da hilft kein Gewalt.
Am Grunde der Moldau wandern die Steine,
Es liegen drei Kaiser begraben in Prag.
Das Große bleibt groß nicht und klein nicht das Kleine.
Die Nacht hat zwölf Stunden, dann kommt schon der Tag.“³¹

*Übersetzung aus dem Tschechischen:
Sonja Schürmannova

¹ Brief von Hans Scharoun an Lubomír Šlapeta, Pfingsten 1944. Siehe hierzu Jerzy ILKOSZ / Vladimír ŠLAPETA, Lubomír Šlapeta 1908–1983, Čestmír Šlapeta 1908–1999, Hans Scharoun’s Czech Students, Architekturmuseum Wrocław, Breslau 2004, S.103–109.

² Vgl. Anm.1, S.110–113.

³ Hans SCHAROUN, Zur Ausstellung „Berlin plant“, in: *Bauwelt*, Jg.1946, Heft 10, S.3.

⁴ Karl BONATZ, Meine Stellungnahme zu den Planungsarbeiten für Groß-Berlin, die ich bei meinem Amtsantritt vorfand, in: *Bauwelt*, Jg.1947, Heft 11, S.163–165.

⁵ Hermann HENSELMANN, Das Maerchen vom Fischer und sine Fru, in: *Bauwelt*, Jg. 1946, Heft 16, S.10f.

⁶ Max TAUT, Berlin im Aufbau, Berlin 1946.

⁷ Hermann HENSELMANN, Kulturhaus für die sowjetische Zone, in: *Bauwelt*, Jg. 1947, Heft 46, S. 726; HENSELMANN, Klubhaus einer Spinnerei mit Arbeiterheim, in: *Bauwelt*, Jg. 1949, Heft 7, S. 25.

⁸ Hermann HENSELMANN, Generation ohne Nachfolge, in: *Bildende Kunst*, Jg.1947, Heft 1, S. 14-16.

⁹ Hermann HENSELMANN, Können die Architekten helfen?, in: *Bauwelt*, Jg.1947, Heft 35, S. 547f.

- ¹⁰ Brüder LUCKHARDT, Institutsgebäude der Universität Jena, in: *Bauwelt*, Jg. 1948, Heft 15, S. 230 und Hans Josef ZECHLIN, Die Neugestaltung des Marktplatzes in Halle a.S., in: *Bauwelt*, Jg. 1948, Heft 15, S. 231-233.
- ¹¹ Karikatur von Hans Schoszberger, in: *Bauwelt*, Jg. 1948, S. 514.
- ¹² Peter PFANKUCH, Hans Scharoun – Bauten, Entwürfe, Texte, Schriftenreihe der Akademie der Künste, Bd. 10, Berlin 1974, 2. Auflage Berlin 1993, S.184–186.
- ¹³ Siehe Anm. 1.
- ¹⁴ Siehe Anm. 12, S. 183.
- ¹⁵ Josef UFNALIEWSKI, O pobycie delegacji architektów polskich w Z.S.R.R., in: *Architektura*, Jg. 1950, Heft 7-8, S. 252f.
- ¹⁶ Zdeněk ALEXA, Kritický a sebekritický příspěvek k diskusi o hotelu Imperial, in: *Výtvarná práce*, Jg. 1953, Heft 23, S. 6.
- ¹⁷ Hermann HENSELMANN, Der reaktionäre Charakter des Konstruktivismus, in: Andreas SCHÄTZKE, Zwischen Bauhaus und Stalinallee. Architekturdiskussion im östlichen Deutschland 1945–1955, *Bauwelt Fundamente*, Nr. 95, Berlin / Basel 2017, S.166–169, übernommen aus *Neues Deutschland* vom 4.12.1951.
- ¹⁸ Kurt LIEBKNECHT, in: *Deutsche Architektur*, Jg. 1952, Nr. 1, S. 6.
- ¹⁹ Edmund COLLEIN, Die Amerikanisierung des Stadtbildes von Frankfurt am Main, in: *Deutsche Architektur*, Jg. 1952, Heft 4, S. 150.
- ²⁰ Kurt MAGRITZ, Die Tragödie der westdeutschen Architektur, in: *Deutsche Architektur*, Jg. 1952, Heft 2, S. 57-65.
- ²¹ Hanns HOPP, Die Entwürfe zum Nationaltheater in Mannheim, in: *Deutsche Architektur*, Jg. 1954, S. 212–215.
- ²² Wassili LUCKHARDT, Die bauliche Situation Berlins und der Wettbewerb für das Altersheim im Bezirk Tiergarten, in: *Bauwelt*, Jg.1952, Heft 36, S. 575f.
- ²³ Hans SCHOSZBERGER, Oscar Niemeyer von außen und innen, in: *Bauwelt*, Jg. 1955, Heft 12, S. 231–233.
- ²⁴ Karikatur von Hans Schoszberger, in: *Bauwelt*, Jg. 1950, Heft 34, S. 543.
- ²⁵ Anmerkung von Wolf Biermann: „Der XX. Parteitag der KPdSU 1956, auf dem die sowjetische Parteiführung die furchtbare halbe Wahrheit über Stalin sagte.“
- ²⁶ Hermann HENSELMANN, Wünsche für das Jahr 1956, in: *Deutsche Architektur*, Jg. 1956, Heft 1, S. 23. Vgl. auch *Bauwelt*, Jg. 1956, Heft 9, S. 210.
- ²⁷ In Ost-Berlin sieht es anders aus, in: *Bauwelt*, Jg. 1957, Heft 24, S. 580 (ohne Angabe des Autors).
- ²⁸ *Deutsche Architektur*, Jg. 1956, S. 482; *Bauwelt*, Jg. 1957, wie Anm. 27, S. 580f.
- ²⁹ Kurt JUNGHANN, Städtebau ohne Zukunft, in: *Deutsche Architektur*, Jg. 1958, S. 48.
- ³⁰ Hans Bernhard REICHOW, Das Pensum der Architekten, in: *Bauwelt*, Jg.1959, Heft 7, S. 172–174.
- ³¹ Auszug aus Bertolt BRECHT, *Das Lied von der Moldau* (1944).

Without Splendour, Without Power?

Abstract

On the basis of the most important protagonists, this article traces the architectural developments and sometimes conflicting trends in the first post-war years in the GDR (above all in East Berlin) and in the neighbouring socialist countries. Initial plans in the spirit of modernism were quickly replaced by socialist realism from the Soviet Union. This ideological change in urban planning relied on a richly detailed and grand exterior design in “national traditions”.

The West, especially West Berlin, deliberately opposed this with rebuilding in the International Style. This became particularly apparent in the Hansaviertel, a largely destroyed part of the city, which was now remodelled for the 1957 International Building Exhibition, choosing a low-density development with residential buildings in green surroundings.